den unter der Tanne Versammelten, ergriff sein an einem nahestehenden Baume aufgehängtes Gewehr und verschwand mit demselben um die Ecke des Hauses, um seinen unterbrochenen Rundgang durch den Forst fortzusetzen, ohne von dem Baron bemerkt zu werden.

Dieser näherte sich, offenbar in der Absicht, um ohne Notiznahme an der Versammlung vorüber zu gehen, als die stattliche und geschmückte Gestalt des Gastwirths ihm unter der Tanne hervor entgegen trat und ihm einen Krug guten Bieres entgegen brachte. Der Baron sah sich, wie es schien, ungern auf diese Weise angehalten, aber der fröhliche Gastwirth ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern hub an:

„Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich Ihnen im Namen unseres Geburtstagskindes einen Ehrentrunk entgegenbringe."

„Wessen Geburtstag wird denn gefeiert?" fragte der Baron in vornehm-nachlässigem Tone, indem er den gutmüthigen Wirth unterbrach, der sich aber nicht aus dem Konzepte bringen ließ, sondern fortfuhr:

„Heute sind's gerade hundert Jahre, daß mein seliger Großvater dieses Wirthshaus gründete und zugleich an demselben Tage diese Tanne pflanzte, und so habe ich denn alle meine guten Freunde eingeladen, den hundertjährigen Geburtstag meiner grünen Tanne mit mir zu feiern. Wir haben sie deshalb auch geschmückt, wie es an einem Geburtstage gebräuchlich ist. Und so wie nun meine Tanne eine bescheidene gute Nachbarin Ihrer großen Forsten, so sind meine und Ihre Vorfahren auch immer gute Nachbarn gewesen, und da möchte ich den Herrn Baron bitten, auf ferneres Gedeihen und manches neue Lebensjährchen unserer Tanne, wie auf fernere gute Nachbarschaft Bescheid zu thun!"

Der Baron vermochte die freundliche Einladung des Wirthes unmöglich ganz abzulehnen, er berührte daher mit den Lippen den Rand des Kruges, gab diesen aber sogleich wieder zurück und sagte:

„So, so, nun, ich gratulire. Wie ich sehe, ist ja Tellmann auch von der Partie!"

„Nur auf kurze Zeit, Herr Baron," erwiederte dieser, „ich war schon im größten Theile meines Revieres und werde es sogleich vollends begehen! Da es sich um den Geburtstag einer Tanne handelte, wollte ich als Forstmann nicht ganz zurückstehen!"

Der Baron verzog die Lippen ein wenig:

„Ah, und Ender ist ja auch da!?" —

Dieser stellte sich vor.

„Gut, daß ich Sie treffe. Kommen Sie morgen früh zu mir. Lassen sich die Herren in ihrem Vergnügen nicht stören!"

Damit berührte er den Schirm seiner Mütze und ging, ohne eine Miene zu verziehen, seines Weges weiter.

Der Wirth und auch die Mehrzahl seiner Gäste sah ihm kopfschüttelnd nach. Dieses vornehme, exklusive Wesen, welches so gar keine Rücksicht auf die Gefühle der weniger gut Situirten nahm, besaß für diese etwas so Verletzendes, als hätte er ihnen geradezu Beleidigungen ins Gesicht gesagt.

„Es ist eben mit ihm nichts anzufangen!" brummte der Wirth halblaut dem jungen Günther zu, „aber wir wollen uns in unserem Vergnügen nicht stören lassen. Tellmann, Sie werden doch nicht?"

„Ich gehe ins Revier," sagte dieser achselzuckend und wandte sich dem Walde zu.

„Und Sie, Herr Rentmeister?"

Dieser lächelte beinahe boshaft, denn er wußte, daß diese Frage Herrn Müller nicht so recht vom Herzen kam, und daß dieser lieber den Förster als ihn hier behalten hätte. Er erwiederte:

„Ich bleibe noch ein wenig!"

„Um zu horchen," flüsterten einige der Gäste.

„Na, darum keine Feindschaft!" rief der joviale Wirth. „Musik! Komm Alte, wir wollen noch einen Walzer versuchen! Lustig, Ihr Herren, das Faß ist noch lange nicht leer und Sie müssen es mir leeren helfen! Heran, Schulze von Volkstedt, bist ein Kerl wie ein Riese, jetzt zeig, daß Du auch noch einen Tanz mitmachen kannst! Wir wollen der Jugend mit gutem Beispiel vorangehen. Herr Doktor, lassen Sie sich von den Alten nicht beschämen! Frisch, eine Tänzerin geholt!"

So suchte der wackere Wirth seine Gäste zur Fröhlichkeit anzuregen, was ihm denn auch gelang. Auch Günther tanzte flott nacheinander mit allen anwesenden Tänzerinnen, die mütterliche Wirthin zur grünen Tanne nicht ausgenommen. Sogar Suse, die in einer Ecke der Küche geweint hatte, kam auf vielfaches Zureden wieder zum Vorschein und mußte, wiewohl widerstrebend, noch mehrmals am Tanze theilnehmen.

Nach demselben rückte die Gesellschaft zu einer gemüthlichen Unterhaltung näher unter der Tanne zusammen. Herr Müller gab zu Ehren des Geburtstages Braten und Fische und als bei dieser Gelegenheit auch der Rentmeister sich entfernte, dessen Anwesenheit als eine Art Druck empfunden worden war, ließ sich gern Jedermann von der unverwüstlich guten Laune des Wirthes anstecken, zumal der allgemein beliebte Oberförster Schirrholz noch zur rechten Zeit erschien, um ebenfalls der lieben Tanne die Ehre anzuthun, wie Herr Müller sich ausdrückte. Mancher gute Trinkspruch und Toast, kurz, bündig und gut gemeint, wurde zum Besten gegeben; am meisten Anklang fand aber der allbekannte, der bei allen festlichen Gelegenheiten im Gebirge gehört, und den der Oberförster zum Besten gab:

„Es grüne die Tanne, es blühe das Erz,
Gott schenke uns Allen ein fröhliches Herz!"

„Das ist ein liebes, gutes Wort!" sagte halblaut eine feine Stimme. Günther drehte sich und erblickte zu seinem Erstaunen die schöne Nichte des Barons. Doch um das Erscheinen derselben auf diesem Schauplatz zu erklären, müssen wir etwas zurückgreifen und den Baron nach dem Schlosse begleiten.

„Wenn ich Dir rathen soll," sagte derselbe dort zu der Ersteren, welche ihren Spaziergang zu machen im Begriffe stand, „so nimm heute Deinen Gang nicht an der grünen Tanne vorüber. Da ist eine jener bäuerlichen Festlichkeiten im Gange, welche gebildete Nerven nicht auf das Angenehmste zu berühren pflegen."

„Um was handelt es sich denn?" fragte Adelheid.

„Um den Geburtstag einer Tanne, die man aufputzte und eifrig mit Musik und Tanz bejubelt!"

„Aber das ist ja allerliebst, Oheim, der Geburtstag einer Tanne? Die möchte ich in ihrem Schmucke sehen! Ich liebe solche Volksfeste; bitte, führe mich hin!"

Der Baron blickte seine Nichte mit sprachlosem Erstaunen an.

„Nein, das verlange nicht, Adelheid!" sagte er endlich zögernd, „ich habe genug von der Berührung, die ich vorhin mit diesen Leuten hatte, und möchte den Verkehr nicht zu intim werden lassen."

Adelheid erwiederte:

„Wenn Du nicht mitgehst, Onkel, so erlaube wenigstens, daß ich mir die Sache aus einiger Entfernung ansehen darf; ich brenne vor Neugierde!"

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden; Du bist Herrin Deines Thuns und Lassens! Nur aufmerksam wollte ich Dich machen, was Du dort finden wirst, eine Musik, die Hunde heulen und Menschen rasend machen kann, eine Anzahl Leute, die trotzdem dadurch in vergnügte Stimmung versetzt werden, und einen Wirth, der Dir mit dem obligaten Bierkrug entgegenkommt."

Mit diesen Worten verließ der Baron den Salon.

(Fortsetzung folgt.)

Der amerikanische „gute Ton".*)

Von Arthur Zapp.

Der „gute Ton" ist in der nordamerikanischen Republik in mehr als einer Hinsicht ein wesentlich anderer als in Europa.

Zuerst giebt es dort kein Hofleben, keine Hoffestes mit peinlich vorgeschriebenem Zeremoniel, wie in den meisten europäischen Staaten. Im Hause des Präsidenten, des ersten Beamten des Landes, geht es nicht anders her, als in dem irgend eines gut situirten Privatmannes. Er empfängt seine Freunde und Bekannten in zwangloser Weise und schüttelt ihnen gemüthlich die biedere Rechte, wie vordem, als des Volkes Wille ihn noch nicht nach dem „Kapitol" in Washington berufen hatte. Er fährt und geht spazieren, ohne daß besondere Vorkehrungen getroffen werden, und benutzt auf Reisen die gewöhnlichen Eisenbahnzüge wie andere Sterbliche auch.

Früher, zur Zeit George Washington's, des ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, war das freilich anders. Damals herrschte am Sitze der Bundesregierung dasselbe steife Zeremoniel, das noch heute am Hofe von St. James üblich ist. Das Oberhaupt der Republik fuhr nie anders, als in einer prächtigen, mit sechs Schimmeln bespannten Karosse, mit Vorreiter und gepudertem Kutscher und Bedienten, zum Kapitol. Gab Washington eine Gesellschaft, so erschien er stets in weißseidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen, weißer Atlasweste, den Degen an der Seite und den Hut in der weißbehandschuhten Hand. Er machte jedem Eingeladenen eine formelle Verbeugung, ohne die Hand zum Gruß zu bieten, und ging dann, nach Art der europäischen Monarchen, die Reihen entlang, hie und da ein paar höfliche Worte plaudernd.

Später, so schreibt Arthur Zapp im „N. Pest. Journ.", unter Thomas Jefferson, dem ersten demokratischen Präsidenten, schlug diese übermäßige Steifheit in das Gegentheil, in absolute Formlosigkeit um. Als Thomas Jefferson sich zu seiner Einweisung in den Kongreß begab, ritt er auf seinem Gaul einher und band, am Ziele angekommen, die Rosinante höchst eigenhändig an einen Zaun. Von seidenen Strümpfen, Glacehandschuhen und zeremoniellen Verbeugungen war nicht mehr die Rede.

Das ist lange Jahre so geblieben, bis erst neuerdings ein jäher, vollständiger Umschwung eintrat. Unter der Präsidentschaft Lincoln's ging es zwar sehr lebhaft in Washington zu, aber das, was man heute in Washington „gesellschaftliches Leben" nennt, war nicht gerade die Leidenschaft des biederen, braven Abraham. Unter dem sparsamen Junggesellen Mr. Johnson behielt das Leben in Washington sein ernstes Gepräge. Grant liebte zwar Glanz und Vergnügen, aber ihm fehlten feinerer Schliff und Geschmack. Er hatte beständig eine Kohorte von wüsten Gesellen um sich; denen aber lag nur daran, in aller Eile ihre Taschen zu füllen.

Herr Hayes war ein knauseriger Philister, der unter dem Pantoffel seiner, den Temperenzlern geneigten, frömmelnden Gattin stand.

Garfield, dem das Glück des Regierens ja nur für kurze Zeit beschieden, war von Hause aus ein zu ernster, einfacher und arbeitsamer Mann, als daß er an gesellschaftlichen Nichtigkeiten Geschmack gefunden hätte. Erst Herr Arthur, der elegante, dem Luxus und der gesellschaftlichen Unterhaltung ergebene Wittwer, war der Messias, der den gesellschaftlichen Firlefanz in Washington zu einer neuen, glänzenden Auferstehung brachte. Eine solche Fülle von Festlichkeiten: Diners, Parties, Rezeptions, Bällen u. s. w. war in dem Weißen Hause noch nie gesehen. Das Publikum dieser unausgesetzten Lustbarkeiten an dem republikanischen Hofe zu Washington bildeten das fremde Gesandtschaftspersonal, die Ministerien, die Senatoren und Repräsentanten, sowie Offiziere und höhere Beamte. Die Reicheren unter den Senatoren und Repräsentanten haben sich in den letzten Jahren daran gewöhnt, ihre Familien während der Dauer der Session mit nach Washington zu bringen, um sie der Vergnügungen der „auserlesensten Gesellschaft des Landes" theilhaftig zu machen. Von republikanischer Einfachheit ist in diesen Zirkeln natürlich keine Rede mehr. Der in diesen Gesellschaften entwickelte Luxus ist ein ganz enormer und zeigt so recht, zu welchem ungeheuren Reichthum es das Land gebracht hat. In der Mannigfaltigkeit und Kostspieligkeit der Toiletten, im Reichthum ihrer Geschmeide können es die Damen des Washingtoner „high life" mit den Damen der europäischen Höfe wohl aufnehmen.

Auch die Presse in Washington ist dem Beispiel ihrer Kollegin in den europäischen Residenzstädten gefolgt. Die Washingtoner Zeitungen widmen einen großen Theil ihres Raumes den Besprechungen der innerhalb der „Gesellschaft" stattfindenden Festlichkeiten und berichten gewissenhaft und in allen Details über die kostbaren Toiletten der Damen von der kunstvollen Haarfrisur bis herab zu dem koketten Lederkunstwerk, welches das zierliche Füßchen beherbergt.

Während jedoch in Europa die abgeschmackten Vorschriften der Etikette mit einer gewissen feinen Eleganz und geistigem Schliff, wie ihn lebenslängliche Gewohnheit erzeugt, ausgeführt werden, wird in Washington Alles mit einer langweiligen Einförmigkeit und ungeschickten Steifheit abgethan. Der Amerikaner ist eben in seinem eigentlichen Wesen nach den bei uns herrschenden Anschauungen von einer schrecklichen Unmanier.

Er ist im Durchschnitt nicht nur wissenschaftlich herzlich wenig gebildet, sondern läßt auch in seiner gesellschaftlichen Erziehung sehr viel zu wünschen übrig. Aller Zwang ist ihm verhaßt, er giebt sich am liebsten, wie er ist.

Da bilden denn die Frauen das mildernde Element, ohne das die Männer bald in Barbarei verfallen würden. Mag die amerikanische Frau auch in mancher Beziehung nicht an ihre europäische Schwester hinanreichen, darin steht sie über ihr, daß sie den entscheidenden Faktor in dem Kulturleben ihres Landes darstellt, daß sie im Privatleben ihrer Nation tonangebend ist.

Der Amerikaner ist Republikaner durch und durch, die Amerikanerin Aristokratin. Er präsentirt sich am vortheilhaftesten im Geschäft, sie im Salon. In der Häuslichkeit, in der Wirthschaft, bewegt sie sich wie in einem fremden Elemente. Der Amerikaner liebt den Prunk nicht; will er einmal glänzen, so thut er das gewöhnlich in der ungeschickten Weise eines Parvenü. Die Amerikanerin liebt den Glanz und Prunk in ihrem Auftreten; sie fährt gern in glänzender Equipage, der Amerikaner, auch wenn er Millionär ist, nimmt lieber einen Platz für fünf Cents neben dem Arbeiter in einem Pferdebahnwagen. Daß es die Frau ist, welche in dem amerikanischen Leben den Ton angiebt, kann man schon dem Umstande entnehmen, daß sie zuerst auf der Straße grüßt. Sie giebt durch ein leichtes Nicken mit dem Kopfe dem ihr auf der Straße begegnenden Herrn ihrer Bekanntschaft die Erlaubniß, sie zu grüßen. Wünscht sie aus irgend einer Ursache von einem Herrn nicht gegrüßt zu sein, so ignorirt sie ihn einfach im Vorübergehen. Würde er dennoch wagen, seinen Hut zu ziehen, so würde er sich dadurch eines sehr groben Verstoßes gegen den guten Ton schuldig gemacht und es für immer mit der betreffenden Dame verdorben haben. Es hat diese Sitte für einen Europäer im Anfang etwas sehr Unangenehmes, geradezu Demüthigendes, aber man fügt sich ihr bald, um so mehr, als man den Vortheil gewahrt, den diese Einführung den Damen bringt. Sie gewährt den besten Schutz gegen arrogante Gecken, die mit ihrem Gruß gern auch ihnen unbekannte Damen belästigen.

Auch in der Art, wie man eine Dame auf der Straße begleitet, weicht die amerikanische Sitte von der europäischen ab. Der Herr hält sich immer auf der äußeren Seite, nach dem Rinnstein, respektive dem Fahrdamm zu. Man ist also beim Hinübergehen nach der andern Seite der Straße genöthigt, seinen Platz an der Seite der Dame zu wechseln. Diese Sitte hat das Gute, daß sie bei überfüllten Trottoir die Damen vor Unglücksfällen sichert. Beim Begegnen biegt man im Gehen wie im Fahren nach rechts aus. Im Gedränge geht der Herr der Dame voraus und den Arm giebt man selbst seiner Frau auf der Straße nur ausnahmsweise. Beim Fahren grüßt man, kutschirt man selbst, durch Salutiren mit der Peitsche, wie dies ja auch bei uns Sitte ist. Im Elevator (Fahrstuhl), der übrigens in Amerika auch in Privathäusern viel mehr in Gebrauch ist, als bei uns, hält man, sind Damen anwesend, seinen Hut in der Hand. Im Pferdebahnwagen und im Omnibus macht man der eintretenden Dame, die keinen Sitz mehr finden kann, Platz.

In den größeren Städten, wie New-York, begegnet man allerdings in neuerer Zeit immer häufigeren Abweichungen von dieser Regel. Es geschieht aber nicht selten, daß der Herr, der für die Dame in seiner Begleitung im Pferdebahnwagen keinen Sitz findet, den ersten besten Herrn zur Ueberlassung seines Sitzes an die „Lady" auffordert. Gegen diese Appellation an die Ritterlichkeit kann man sich natürlich nicht gut unempfindlich zeigen.

Bei dem Reisen auf der Eisenbahn aber zeigt sich am besten, wie sehr das republikanische Wesen, die Lehre von der Gleichberechtigung aller Menschen, den Amerikanern in Fleisch und Blut übergegangen ist. Es giebt außer dem Schlaf- und Salonwagen, deren man sich nur bei größeren Reisen bedient und die, wie übrigens bei uns auch, von Privatunternehmern, nicht von der Bahnverwaltung dem regulären Train hinzugefügt werden, für alle Reisenden nur eine Wagenklasse. Der Arbeiter fährt in demselben Waggon wie der Millionär, die Frau des Bauern sitzt neben der in Seide und Gold strotzenden Bankiersgattin. Außerdem kennt man auf den amerikanischen Eisenbahnen nicht die Eintheilung der Wagen in kleine, abgeschlossene Koupees, sondern jeder Wagen enthält vielmehr nur einen großen Raum, in dem etwa vierzig Menschen Platz haben. Die Einrichtung ist bequem und elegant, wie in den deutschen Koupees erster Klasse; gepolsterte mit Plüsch überzogene Sitze. In der Mitte des Raumes ist ein Gang, an den beiden Seiten befinden sich immer zehn Sitze nebeneinander, auf jeder Seite sind etwa zehn solcher Zweisitze. Die Ordnung ist in der Regel eine musterhafte. Wüster Lärm und brüllender Gesang, wie er sich oft auf unseren Eisenbahnen in der dritten und vierten Klasse sehr unangenehm hörbar macht, macht sich auf amerikanischen Eisenbahnen nie bemerklich. Der tiefe Respekt, der in Amerika auch den ungebildetsten Männern den „Ladies" gegenüber innewohnt, hält die Reisenden, so lange sie sich im Wagen, also auch in der Gesellschaft von Damen befinden, von jeder Ausschreitung zurück. Betrunkene wird man ebenfalls selten oder nie in einem amerikanischen Eisenbahnwagen antreffen, was leicht erklärlich ist, denn man kennt dort nicht die alte deutsche Sitte, auf jeder Station ein Glas Bier zu trinken . . .

Die Selbständigkeit der jungen Damen in Amerika tritt recht charakteristisch in der Sitte hervor, daß die jungen Damen die Einladung zu Hausbällen, Soiréen in ihrem Namen, nicht in dem der Eltern abfassen. So lautet das Einladungsschreiben: „Miß Ellen Smith giebt sich die Ehre, Mr. Johnson" u. s. w.

Will man sich nach dem Befinden einer jungen Dame erkundigen, ihr überhaupt seine Aufwartung machen, so läßt man sich bei dem jungen Fräulein melden, nicht bei den Eltern, und die junge Dame empfängt ihren Besuch im Parlor allein. Daß junge Damen allein Ausflüge machen, Reisen unternehmen und sich tagelang in fremden Orten aufhalten, ohne elterlichen oder brüderlichen Schutz, verstößt durchaus nicht gegen den guten Ton.

Im Ganzen gestaltet sich der gesellschaftliche Verkehr in Amerika zwangloser als bei uns, besonders wenn die Herren unter sich sind. Es ist dann, als ob sie sich durch doppeltes Sichgehenlassen für den Zwang entschädigen wollten, den sie sich vorher in Gesellschaft von Damen auferlegen mußten. Es giebt keinen formloseren Menschen, als den Amerikaner in Herrengesellschaft. Im Rauchzimmer, im Bureau, überall, wo Ladies nicht anwesend sind, behält der Amerikaner seinen Hut auf dem Kopfe; beim Sitzen rekelt er sich in der als „amerikanisch" bekannten Manier, so zwar, daß er seine Beine weit von sich streckt und irgendwo auf die Lehne eines Stuhles, auf einen Tisch oder auf das Fensterbrett placirt. Bei der Vorstellung zweier Herren geht es ebenfalls sehr ungenirt zu. Die Betreffenden machen weder eine Verbeugung, noch ziehen sie die Hüte, sondern sie reichen sich einfach die Rechte und schütteln sie einander recht herzhaft. Dabei murmelt Jeder das stereotype: „How do you do, Mr. X.?" Für einen Europäer ist es in der ersten Zeit ungemein komisch, zwei Menschen, die sich noch nie in ihrem Leben gesehen haben, bei dem ersten Bekanntwerden fragen zu hören:

„Wie geht es Ihnen, Herr Y?"

Wenn sich zwei Bekannte auf der Straße begegnen, so nehmen sie ebenfalls nicht die Hüte ab — diese Begrüßung widmet man nur den Damen — sondern sie begrüßen sich durch eine leichte Handbewegung, indem dabei Einer den Andern anschreit:

„Halloh, John!"

„Halloh, Charles!"

Das Handschütteln spielt überhaupt im gesellschaftlichen Verkehr jenseits des Ozeans eine große Rolle. Alles schüttelt einander die Rechte, aber nur beim Kommen, nicht beim Fortgehen. Auch den Damen reicht man zur Begrüßung die Hand, der Handkuß ist bisher noch nicht eingeführt. Der Mann, dem am meisten die Hand geschüttelt wird, ist unstreitig der Präsident. Am Neujahrstage, den die Amerikaner viel allgemeiner als wir feiern und bei dem die Bekannten sich gegenseitig kurze Besuche, sogenannte „Calls", abstatten, wobei Erfrischungen in fester und flüssiger Gestalt gereicht werden, hält der Präsident großen Empfang ab, zu dem jeder Bürger Zutritt hat und das Recht, einen Händedruck mit dem Oberhaupt des Landes auszutauschen.

Wie der Amerikaner aber nach oben hin wenig überflüssige Formen und Höflichkeiten beobachtet, ebenso wenig zeigt er nach unten das, was man bei uns „Herablassung" nennt und das für den feinfühligen Menschen oft verletzender wirkt, als offene Barschheit. „Klassendünkel" ist etwas in Amerika durchaus Unbekanntes. Ueberflüssige Titel kennt man in der nordamerikanischen Republik ebenso wenig wie Orden. Man redet einander einfach „Mr.", respektive „Mrs." oder „Miß" an.

Man macht davon nur wenige Ausnahmen, etwa beim Arzt, den man „Doktor" nennt, ohne ein „Mister" davor zu setzen. Die Frau aber führt nie den Titel ihres Mannes. Die Frau des Präsidenten wird nicht anders als die Arbeiterfrau angeredet: Missis So und so.

Den Frack als gesellschaftliches Kleidungsstück kennt man in den Vereinigten Staaten wenig. In den mittleren und unteren Ständen wird er absolut nie benutzt, bei den „oberen Zehntausend" aber auch viel seltener als in Europa. Gegenwärtig ist es guter Ton, den Frack nie vor fünf Uhr Abends zu tragen, nicht einmal bei der Hochzeit. Die meisten Leute aber haben nie in ihrem Leben einen Frack auf dem Leibe gehabt. Die Glücklichen! —

*) Wir entnehmen diese interessante Studie dem „Neuen Pest. Journal". D. Red. des „Chemn. Anz."

Verantwortlicher Redakteur Franz Göpe in Chemnitz. — Druck und Verlag von Alexander Wiede in Chemnitz.